

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 54 (1998)
Heft: 4

Artikel: Zum Schreiben zwischen Nord- und Schweizerdeutsch
Autor: Krohn, Tim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Schreiben zwischen Nord- und Schweizerdeutsch

Von Tim Krohn

(Geb. 1965 in Wiedenbrück, Nordrhein-Westfalen; lebt als Theater- und Prosaautor in Zürich. Werke u.a.: Scherbentanz, Erzählungen, 1988; Xica, Novelle, 1990; Surfer/Zeitalter des Esels, Stücke, 1992; Der Schwan in Stücken, Erzählung, 1994; Die kleine Oper vom Herbstmondfächer, Hörspielprojekt, CD und Buch, 1996; Dreigroschenkabinett, Roman, 1997; Quatemberkinder, Roman, 1998; die letzten beiden im Verlag Eichborn, Berlin; mehrere Hörspiele.)

Mein Verhältnis zum Schweizerdeutschen ist ein so schlichtes wie verwirrliches: Ich kam aus Deutschland in die Schweiz, bevor ich sprechen konnte, und lernte gleichzeitig eine hochdeutsch genannte Kriegswirrenmischung aus Hamburgisch, Ostpreussisch und Bühnenhochdeutsch, wie sie meine Eltern sprachen, und Glarnerdeutsch, wie es alle anderen gebrauchten. In meinem kindlichen Verständnis handelte es sich dabei nicht um Dialekte, sondern um zwei Sprachen, die verschiedenen Welten angehörten. Lange Zeit war ich auch bemüht, sie nicht zu mischen, sprach in der Schule dieselbe helvetisch gefärbte «Schriftsprache» wie alle Kinder, zuhause hamburgischer als selbst mein Hamburger Vater, obwohl ich nie in Norddeutschland gewesen war, nur wir Geschwister untereinander sprachen schweizerdeutsch und ärgerten damit meine Eltern, die um die Reinheit unserer Familiensprache fürchteten, die sie aus einer Mischung von Irrtum und Arroganz heraus «Hochdeutsch» nannten.

Das «richtige» oder DIN-Deutsch

Durch das gleichzeitige Nebeneinander zweier Grammatiken, phonetischer Systeme und Lexika entwickelte ich eine sehr starke Toleranz gegenüber Abweichungen von der Norm. Ich war, soweit ich mich erinnere, nie der Ansicht, es gebe ein «richtiges» Deutsch, begann dafür sehr bald, alle Anwendungen deutscher Sprache als gleichgewichtige Abweichungen einer abstrakten Ursprache «richtiges Deutsch» aufzufassen. Das «richtige Deutsch» existiert dieser Auffassung zufolge (die ich heute noch teile) nur als Phantom und hat den einzigen Zweck, der Beschreibung deutscher Varietäten, Dialekte, Soziolekte, Slangs zu dienen: ihrer Beschreibung als Abweichungen einer amtlich festgeschriebenen Deutsche-Industrie-Normsprache.

/sprachen/ als literarisches Material

Folgerichtig kann ich mir schlicht nicht vorstellen, diese DIN-Sprache sei festgeschrieben worden, damit jemand ernsthaft auf die Idee ver falle, sie zu lernen und zu verwenden, sie ist schlichtes linguistisches Hilfsmittel – die sprachliche Realität kennt keine [SPRACHE], nur/sprachen/.

Meine Arbeit als Schriftsteller jedenfalls fand immer jenseits der DIN statt. Das heisst nicht in Missachtung der Norm, das heisst auch nicht antinormativ, das heisst: als Schriftsteller arbeite ich niemals mit Sprache als Abstraktum, sondern immer mit Sprache als Medium einer Gemeinschaft, also mit Sprache im Gebrauch. Mit Formen von Sprache, die selbst bereits etwas erzählen. Und da Hochdeutsch, im Gegensatz zu Nürnberger Dialekt, im Gegensatz auch zu regional oder dialektal gefärbtem Umgangsdeutsch, im «richtigen Leben» im Gebrauch nicht existiert (allenfalls marginal im Untereinander einer fleischlos professoralen Sprachelite, obwohl ich auch daran zweifle), konnte sie auch nie mein Arbeitsmaterial sein – im Gegensatz zu einem Ich-hätte-so-gern-ein-astreines-Hochdeutsch-Deutsch natürlich, das sich wunderbar als literarisches Arbeitsmaterial eignet.

Ein paar Beispiele für «Sprache im Gebrauch»

Mein tatsächliches jüngstes Arbeitsmaterial aber war ein Leipziger-KommunistInnen-Deutsch, war ein Ich-war-mal-in-der-SED-aber-heute-bin-ich-Radikalkapitalist-und-liebe-die-Treuhand-Deutsch, um zwei Beispiele aus meinem letzten Theaterstück «Polly» zu nennen; war ein Ich-bin-die-literarische-Übersetzung-eines-zweihundertfünfzigjährigen-englischen-Essay-Deutsch, ein Normalerweise-schreibe-ich-linguistische-Abhandlungen-und-wäre-lieber-dabei-geblieben-Deutsch, ein Wendische-Sagen-deutsch-erzählt-Deutsch oder auch ein ganz persönliches Ich-bin-eine-junge-Frau-die-weiss-was-sie-will-und-die-sich-ihre-eigene-Sprache-zurechtschreibt-Deutsch; womit ich einige Passagen aus meinem neuen Roman «Dreigroschenkabinett» eingeordnet hätte.

Vielleicht gelingt es mir, mich noch etwas klarer auszudrücken: Die von mir verwendete Sprache ist eine Mischung aus gewählter Textsorte, gewählter Sprecherin/Schreiberin und einem Quäntchen krohnscher Stilisierung, die ich teils im Griff habe, teils handelt es sich um von mir nicht kontrollierbare Einflüsse meiner sprachlichen Sozialisation.

Aber endlich zum Schweizer Dialektalen

Natürlich schreibe ich, wenn die Umstände (das heisst der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit) es erfordern, auch ab und zu in einem Deutsch, das in gewisser Form schweizerisch geprägt ist. Das ist eine Möglichkeit unter vielen, sie kam in meiner bisherigen Arbeit selten, aber doch vor, in verschiedenen Varianten.

Die Arbeit mit Das-kann-doch-jedem-passieren-Helvetismen

So ist eine der Figuren des eben erwähnten Romans «Dreigroschenkabinett» eine Schriftstellerin Schweizer Herkunft, und diese Figur verwendet in einem weithin als «Gutes Gebrauchsdeutsch» bezeichneten Schriftdeutsch ab und zu kleine Helvetismen, sie schreibt *Train*er anstatt «Trainingshose», *das tönt ein bisschen komisch* anstatt «das klingt etwas merkwürdig», und sie pfeift auf das ß – die üblichen kleinen Abweichungen also, die man, entstammt man dem süddeutschen Sprachraum, als solche gar nicht wahrnimmt. Man kann hier noch kaum von dialektalem Einfluss sprechen, ich würde das eher als südliche Variante von Gebrauchsdeutsch bezeichnen, wobei ich unter Gebrauchsdeutsch eine Bandbreite schriftlicher Varietäten verstehe, die eine Mehrheit lesen kann, ohne dass sie ihr in irgendeiner Hinsicht markiert erscheinen. (Max Frisch ist einer der wenigen AutorInnen, der das literarische Schreiben im Rahmen des Gebrauchsdeutsch brillant verstand und sich nicht bemühen musste, es zu «literarisieren», wie das so schön heisst.)

Zurück zu meinem Roman – ich habe mich eben ungenau ausgedrückt: Die genannte Figur *sollte* diese helvetischen Abweichungen pflegen, mein Lektor strich sie mir allesamt wieder raus. Sie waren zu nah am Norddeutschen, am «richtigen» Gebrauchsdeutsch, als dass er sie als Varietäten hätte akzeptieren können. Und so benutzt meine Schweizer Schriftstellerin nun das unmögliche Wort «Trainingsanzug» – aber daran hat sich noch niemand gestört.

Schreiben auf gesprochenem Dialekt

Eine andere mögliche Variante des Umgangs mit Schweizer Sprachmustern ist natürlich der Rückgriff ins wirklich Dialektale, wobei ich hier bei näherer Betrachtung verschiedene Möglichkeiten sehe. Eine

ist das Schreiben in (oder Spielen mit) gesprochenem Dialekt, eine andere das Schreiben in dialektal gefärbtem gesprochenem Hochdeutsch. Eine Mischung beider Varianten habe ich in einem meiner ersten Hörspiele, «Ehrenbürger Böhm», probiert, das klingt (es spricht eine Näfelser Eingeborene zu einem deutschen Zuzügler) so:

«Zänntummä heiraten die Jumpferen nach auswärts, wil's im Kantuu nüt rächts mih übrchänd. Aber ich verstand das nicht. Ich könnte nie einen von Züri heiraten. Was die müeslen, ist ja schon gar kein Dialekt mih! Dann lieber ein Tubäli, von dem man noch verschtaat, was es will, wänns öppis will.»

Material «Schweizer Schrifttum»

Und schliesslich gibt es die Möglichkeit, mit den schriftlichen Formen des schweizerischen Sprachgebrauchs zu arbeiten. Im schlechten Fall des sogenannten «Schriftdeutsch» bleibt nichts als der umständliche, ungelenke Kokon einer lebendigen Sprache zurück, das sogenannte Aufsatzdeutsch (die Schweizer Variante des per se unattraktiven Versuchs, ein möglichst korrektes Amtsdeutsch zu schreiben). Im guten Fall aber fliessen grammatikalische und lexikalische Helvetismen in den Text ein, und es entsteht ein sehr charmanter Stil schriftlichen helvetischen Erzählens. Mit diesem Stil habe ich in einer Passage des Artikels über meinen «Heimatkanton» (mit dem Titel «Die Fremde beginnt nach ein paar Kilometern») zu spielen versucht, und das ist auch die Art des Umgangs mit meinen schweizerdeutschen Quellen, die mich, schreibend an meinem Roman «Quatemberkinder», in nächster Zukunft interessieren wird:

«So erzählt eine der glarnerischen Sagen: von einem Alphirt – nennen wir ihn den Schiesser Fridli, der eine Alp bewirtschaftet dort, wo das Glarnerland seinen Anfang nimmt, auf der Limmeren ob Linthal, im hintersten Chrachen, dort, von wo aus der Linth- und Limmerngletscher das Tal in die Alpen gefressen haben. Hier oben, auf dem Limmernboden, sömmert der Schiesser Fridli, assistiert von einem Linthaler Buben, dem Balzli, und käset. Und weil der Balz ein ewig Hungriger ist und der Schiesser ein weitem bekannter Geizhals, wirft er den Buben, als der ihm wieder einmal übers Mass an die Vorräte geht, in die süttige Schotte und hernach die Leiche ins Tobel hinab. Den Leuten im Tal erzählt der Käser, der Balzli sei gestürchelt und zu Tode erfallen. Dennoch gibt es böses Blut, und er muss seines Weges ziehen. Der kleine Körper des ewig hungrigen Balz aber bleibt liegen, wo heute die

*Mauer des Limmern-Stausees steht, und zerfällt in kleine Knöchlein. Eines dieser Knöchlein, ein besonders feines, wird mit den Jahren vom Regen ins Tal geschwemmt, die stotzigen, nur von den Gemen be-
zwingbaren Schluchten hinab, wohl an die tausend Meter, und gelangt
beim Tierfehd in die Linth.*

*Als der Schiesser Fridli oder Frigg es, wie die meisten Exilglarner, nicht
lassen kann und nach einigen Jahren zur Chilbi nach Glarus
zurückreist, geht er auch an die Linth und fischt ein feines, bleiches
Knöchlein aus dem Wasser, das er sich, als er zum Tanz geht, an den
Hut steckt, weil es ihm so meineidig gut gefällt. Sein Meitli für diesen
Abend, Hebammen Fritzens Babett, aber stösst bald einen Wiechser aus
und starrt auf das Knöchlein, aus dem dick das Blut quillt. Dem be-
drängten Käser steht bald einmal der tote Balz vor Augen, und er ge-
steht. Die Asylstrasse hoch, die damals noch das Mördergässchen hiess,
wurde der reuige Käser Schiesser Frigg bald einmal dem Galgenhügel
zugeführt, wo ihm denn der Hals abgeschnitten wurde.»*

Tut mir Leid, ein Schlusswort habe ich nicht, die Auseinandersetzung
geht halt noch weiter ...

«Haben Sie schon etwas von Serban Vastozhìnu gelesen?»

Ich verneine.

«Noch nicht? Sie müssen ihn lesen. *Er ist in einunddreissig
Kultursprachen, neun andere Sprachen und ins Schweizer-
deutsch übersetzt.*»

(Aus dem satirischen Roman «Paradies der falschen Vögel» [1953]
von Wolfgang Hildesheimer)